



Von der «Schweizerkrankheit»

Heimweh – Fakten und Fragwürdiges zu einer helvetischen «Erfindung»

Hotel-Restaurant «Heimat» in Bauma: rote Geranien auf den Fenstersimsen, bimmelnde Ziegen hinter dem Haus – und am Gartentischchen die Frage, ob Heimweh etwas typisch Schweizerisches sei. Hans und Nelly Ziegler, das Wirtepaar, und Walter Sprenger, der Dorfchronist, denken über die Anziehungskraft ihres Wohnorts nach. Bauma im Tössstal, 3700 Einwohner, 14 Prozent Ausländer. Fünf der sieben Gemeinderäte sind bei der SVP, Gemeindepräsident ist Peter Good, Vorsitzender der SVP-Kantonalpartei. «Die Heimat lässt man nicht im Stich», sagt Hans Ziegler, der es nicht leicht hat, den Betrieb über die Runden zu bringen. Einfach wegziehen, das ginge nicht, meint seine Frau Nelly. «Ich glaube, dass Flachländer weniger Heimweh haben als Bergler», sagt Walter Sprenger. Die Verbundenheit mit der Natur, der guten Luft, den Tieren gebe es auswärts kaum. «New York zum Beispiel ist eine Weltstadt – aber doch keine Heimat!»

Vom Kuhreihen bis zur Gruppe Plüsch

Das Heimweh als «Schweizerkrankheit»: Als der Elsässer Doktor Johannes Hofer 1688 seine «Dissertatio medica de nostalgia oder heimwehe» veröffentlichte, hätte er wohl nie gedacht, dass seine These ein derart grosses Echo finden würde. Heimweh sei eine Krankheit, die tödlich verlaufe – und nur Schweizer befall. Anschauungsmaterial lieferten ihm drei Basler, die sich «an keine fremden Sitten gewöhnen» konnten. Das ständige Sehnen nach der Heimat überreize die Nerven und führe zum gefährlichen «febris ardens». Über die Ursachen rätselte er: «Ich weiss nicht, ob ich es dem Mangel der zum Frühstück gewöhnlichen Suppe oder der schönen Milch oder der Sehnsucht nach der vaterländischen Freiheit zuschreiben soll.» 1718 notierte der Zürcher Arzt Johann J. Scheuchzer: «Dieses Übel ist am allermeisten unter denen Schweizern gemein, und man nennt solches daher la maladie du Pais.» Scheuchzer rapportierte, was ihm aus den Lagern der Schweizer Söldner zu Ohren gekommen war. Stimmten Rekruten dort den Kuhreihen an, wie man ihn auf jeder Alp fürs Vieh sang, erkrankten sie «ohne Halten» an Heimweh oder desertierten, weshalb die Offiziere den Jodel unter Androhung «ernstlicher Straffe» verboten hätten.

Der Kuhreihen ist heute kein Thema mehr bei den Swisscoy-Truppen, die in Kosovo Dienst leisten. Dennoch sind auch sie nicht ganz gegen «Nostalgie» gefeit. Als die Berner Mundartband Plüsch 2002 ihre Hitsingle «Heimweh» veröffentlichte, wurde diese im Camp «auf und ab gespielt», sagt Martin Kallen, der für den Pädagogisch-Psychologischen Dienst (PPD) die Swisscoy-Soldaten betreut. Tatsächlich weist der Plüsch-Song grosse Parallelen zum Älplerlied auf, in beiden Fällen wird die heile Bergwelt als ultimativ glücklich machende Lebensgrundlage be-

sungen. Über Satellit kann in Kosovo nonstop Radio DRS gehört werden, heimische Tageszeitungen und TV-Sendungen sind jederzeit greifbar. Im Moment befindet sich das 12. Kontingent vor Ort, 210 Männer und Frauen haben sich für ein halbes Jahr verpflichtet. «Die Leute sind freiwillig dort, das ist ein zentraler Punkt», betont Kallen. Nur selten komme es zum «Röhrenblick»: «Man denkt, in der Fremde sei alles schlecht und in der Schweiz alles gut.» Den wenigen, die deshalb ihren Einsatz vorzeitig beenden, steht ein knappes Drittel gegenüber, die am liebsten für immer bleiben würden. «Mission-Junkies» nennt sie Kallen, «sie hängen einen zweiten und einen dritten Einsatz an und blühen da unten richtig auf.»

Vollends konfus wird die Heimweh-Frage, wenn man sich die Resultate einer Rekrutenstudie im Inland vor Augen führt: Je näher bei ihrem Wohnort Soldaten Dienst leisten, umso stärker leiden sie an «Anpassungsstörungen» (so der moderne Fachbegriff für Depression, Drogensucht, Heimweh usw.). Mit anderen Worten: Krank wird nicht mehr der, der weit weg vom Daheim zur Waffe greift, sondern jener, der die Kaserne vor der Haustüre hat. «Die geographische Distanz erleichtert das psychische Loslassen», erklärt Andreas Blaser, Abteilungsleiter beim PPD, «wer jeden Abend heimkönnte, aber nicht darf, hat mehr Mühe, sein Schicksal anzunehmen.»

Kein steter Griff nach dem Taschentuch

Restaurant «Heimat» in Dietikon: Hier ist weit weniger an dörfliche Idylle zu denken als etwa in Bauma. 22 200 Einwohner, Ausländeranteil 40,06 Prozent, Verkehrslawinen von und nach Zürich. Im Sali steht eine Vitrine mit den Pokalen der Sportvereine, in der Beiz weist eine Tafel auf die Hausspezialität hin: «Schwartenmagen, fein garniert». Martina Meier, die mit ihren Eltern Edgar und Berta das Lokal in dritter Generation führt, nennt einen weiteren Faktor fürs Heimatgefühl: «Das Bier. Wir haben das Müller-Bier aus Baden, die Brauerei wird auch als Familienbetrieb geführt. Das schätzen die Gäste.» Beim Stichwort «Heimweh» erinnert sich die Wirtin an einen beruflichen Aufenthalt in den USA: «Dort ist es sehr flach und öde; ich habe die Berge vermisst.» Und Mutter Berta berichtet von einer Tante, die seit über sechzig Jahren in Amerika sei «und noch immer grausam Heimweh» habe: «Wenn ich ihr sagen würde, sie dürfe zu uns kommen, stünde sie morgen vor der Türe.»

Lässt sich das legendäre Heimweh also vielleicht noch bei den Auslandschweizern finden? Im Verhältnis zur Bevölkerung hat das Land eine der bedeutendsten Diasporen in Europa: Die Fünfte Schweiz zählt über 600 000 Personen,

**Neue Zürcher Zeitung NZZ
30. / 31. Juli 2005**



100 000 davon nehmen regelmässig an Wahlen und Abstimmungen teil. Ihre Nabelschnur zur Heimat sind die Auslandschweizer-Organisation (ASO) und die rund 750 Schweizervereine in aller Welt. Doch Direktor Rudolf Wyder nimmt beim Gespräch am ASO-Sitz im Berner Diplomatenquartier sogleich eine Klarstellung vor: «Auslandschweizer sind nicht per se Heimwehsschweizer.» Die Schweizervereine dürfe man nicht als Folklore abtun, primär kümmern sie sich um praktische Probleme: Arbeit, Sozialleistungen, Bürgerrechte. Der Idee vom Heimweh als «Schweizerkrankheit» kann Wyder wenig abgewinnen, muss aber doch eingestehen, dass Schweizer im Ausland «auffällig oft den Zusammenhalt suchen». Diffus fallen auch die Antworten der am nächsten und am weitesten von der Schweiz entfernten Schweizervereine aus: Liechtenstein und Neuseeland. 464 Mitglieder zählt der 1948 gegründete Schweizerverein Liechtenstein, doch Präsident Werner Herzog verneint, dass die Schweizer im Ländle «alle mit dem Taschentuch am Rhein stehen und der alten Heimat nachtrauern». Auch Max Fuhrer, Patron des Swiss Club in Wellington, 24 Flugstunden von der Schweiz entfernt, kann mit dem Heimweh-Begriff wenig anfangen. Zwar reisten rund 15 Prozent der Landsleute jedes Jahr in die Schweiz, doch von «Heimweh» könne man nicht sprechen, eher von «irgendeiner Sehnsucht nach der alten Heimat».

Nicht Sehnsüchte, sondern physikalische Gründe wurden im 18. Jahrhundert fürs Heimweh verantwortlich gemacht. Johann J. Scheuchzer propagierte 1705 im «Journal seltener Naturgeschichten» die «Luftdruck-These»: «Wir Schweizer bewohnen den obersten Gipfel von Europa, athmen in uns eine reine, dünne, subtile Luft. Kommen wir in fremde, niedrige Länder, so stehet über uns eine höhere Luft. So verwundere sich niemand, wenn eine Holländische oder Französische Luft unsere Äderlein so zusammen drückt, dass der Lauf des Geblüts und der Geister gehemmt werden.» 90 Jahre später schrieb der Arzt Johann Gottfried Ebel, selbst helvetische Kühe erkrankten an Heimweh, hörten sie in der Fremde den Kuhreihen: «Sie werfen augenblicklich den Schwanz krumm in die Höhe, zerbrechen alle Zäune und sind wild und rasend.» Erst 1808 gab es medizinische Entwarnung: Heimweh sei weder tödlich noch typisch schweizerisch, lautete damals der neuste Befund im «Wörterbuch der dt. Sprache».

Raffinierte kulturelle Inszenierung

Doch der Rückzieher kam zu spät. Kunst und Literatur hatten das Sujet vom heimwehkranken, Kuhreihen singenden Schweizer bereits um die Welt getragen. Jean-Jacques Rousseau verbreitete die Metapher in seinem «Dictionnaire de Musique» (1767), dann erschien das Thema, um

nur die Bedeutendsten zu nennen, bei Haydns «Jahreszeiten» (1801), bei Beethovens Pastorale (1806), bei Wagners «Tristan» (1859). Das Motiv wurde ins Englische übersetzt und spielte in Londons Opernhäusern Rekorde ein, einmal wurde «The Swiss Cottage» vor Königin Victoria auf Schloss Windsor aufgeführt. Bald schaffte die «Schweizerkrankheit» den Sprung über den Atlantik: Um 1800 entstanden in Amerika erste Opern zum Thema, die bis 1911 von Chicago bis Wien vor vollen Rängen gespielt wurden.

«Der Kuhreihen fand einen Ehrenplatz in der westlichen Musiktradition», urteilt Christian Schmid-Cadalbert, der das Phänomen im «Schweizerischen Archiv für Volkskunde» analysiert hat. Mit weit reichenden Folgen: Das Gefühl, in einer einmalig gesunden und freien Bergwelt zu leben, so dass jeder Wegzug zwangsläufig krank macht, stärkte das nationale Selbstverständnis vom «Sonderfall». 1798 nannte Gottfried Ebel die Eidgenossen die «glücklichsten Europäer»: «Überhaupt herrscht unter den Gebirgsschweizern ein herzliches, biederer, kräftiges treues Wesen im Umgange, welches der Alpensohn ebenso wenig irgendwo wieder findet, wie die politische und bürgerliche Freiheit. Darf man sich noch wundern, dass er, von seinem Vaterlande entfernt, so häufig in heftige Heimsehn-sucht fiel?» Diese Alpen- und Schweizbegeisterung führte zu einem Tourismusboom, der bis in die Neuzeit anhielt. Bereits im 18. Jahrhundert wollten Engländer und Russen das versprochene Paradies mit eigenen Augen sehen, bald folgte die kulturelle Elite Europas. Schmid-Cadalbert nennt die «Schweizerkrankheit» daher eine raffinierte «kulturelle Inszenierung»: «Dieses Kulturprodukt wird exportiert, hat im Ausland einen ungeheuren Erfolg und schlägt zurück auf die Urheber.»

In der Dietiker «Heimat» sitzt der Stammtisch bei Müller-Bier und «Kafi Luz» beisammen. An ihrer Beiz schätzen die Männer die familiäre Bewirtung und die Tatsache, dass sie sieben Tage die Woche geöffnet ist. Setzt man sich über die Weihnachtstage während der Betriebsferien in die «Eintracht» oder den «Frohsinn», begrüsst man sich dort mit den Worten: «Bist du auch heimatlos?» Zu seinem Stammlokal sagt einer der Gäste: «In der «Heimat» müssen wir zum Glück noch keine Kopftücher anschauen, und es reden noch alle Deutsch. Hier liegen die wahren Probleme, nicht beim Heimweh.» Heimweh scheint sich also vom geographisch bedingten Sehnsuchtsgefühl, das man in der Fremde verspürt, zum nostalgisch verklärten Verlustempfinden zu wandeln, das man direkt vor Ort erleidet. Aus der «Schweizerkrankheit» wird ein veritabler «Weltschmerz»; ob dieser tödlich ist und vor allem Schweizer befällt, bedarf wohl noch der medizinischen Analyse.

Beat Grossrieder



Restaurant Heimat in Dietikon: der Jammer mit dem Heimweh.



Restaurant und Hotel Heimat in Bauma: Idyll mit Geranien. (Bilder Christoph Ruckstuhl)